

Literatur — human, sozial

Literatur ist nicht nur ein Dekor unseres Lebens, sondern ein Teil der Gestaltung und Bewältigung der Wirklichkeit. In der Sprache kann die Verbundenheit der Menschen hergestellt oder verfehlt werden, die Sprache ist das erste und ursprünglichste Element der Humanität und Sozialität. Von daher kommt der Literatur eine ungeheure Bedeutung für die Gesellschaft und also für die politische Formung der Gesellschaft zu; schon Konfuzius wußte, daß der Staat nur in Ordnung ist, wenn auch die Begriffe stimmen, und forderte als erste Aufgabe des weisen Staatsmanns die „Richtigstellung der Begriffe“. — In der ersten seiner Poetik-Vorlesungen an der Frankfurter Universität, die er uns freundlicherweise zum Erstabdruck zur Verfügung stellte, untersucht Heinrich Böll den humanen und sozialen Aspekt von Sprache und Literatur; die Voraussetzungen einer humanen Ästhetik, in der das Engagement des Schriftstellers zur Theorie seiner Kunst wird, werden abgetastet und damit die Frage nach dem Verhältnis des Autors zur gesellschaftlichen Wirklichkeit gestellt. Zu einem Zeitpunkt, an dem in West und Ost die politische Verantwortung der Literatur neu und heftig diskutiert wird, scheint uns dieser Beitrag eines der repräsentativen Vertreter der deutschen Literatur von besonderer Wichtigkeit.

D. Red.

Zur Person vorweg nur soviel: obwohl als Einzelner schreibend, ausgestattet nur mit einem Stoß Papier, einem Kasten gespitzter Bleistifte, einer Schreibmaschine — habe ich mich nie als Einzelnen empfunden, sondern als Gebundenen. Gebunden an Zeit und Zeitgenossenschaft, an das von einem Geschlecht Erlebte, Erfahrene, Gesehene und Gehörte, das autobiographisch nur selten annähernd bezeichnend genug wäre, um in Sprache gefaßt zu werden; gebunden an die Ruhe- und Heimatlosigkeit eines Geschlechts, das sich plötzlich ins Großvateralter versetzt findet und immer noch nicht — wie nennt man das doch — Reife gefunden hat. Was fängt man mit solchen Großvätern an — in die psychiatrische Klinik mit ihnen oder ins Krematorium? Es sieht einer im Auge des andern den Mord: du wärest besser gestorben oder umgebracht worden. Es laufen zu viele Mörder frei und frech in diesem Lande umher, viele, denen man nie einen Mord wird nachweisen können. Schuld, Reue, Buße, Einsicht — sind nicht zu gesellschaftlichen Kategorien geworden, erst recht nicht zu politischen. Auf diesem Hintergrund bildete sich etwas, das man inzwischen — nach zwanzig Jahren mit einem gewissen Abstand — deutsche Nachkriegsliteratur nennen kann. Gebunden also an die Zeit und Zeitgenossenschaft — doch ohne Verbündete — natürlich zählt private Freundschaft, auch Leserschaft, aber sie ersetzt nicht das Bündnis; für einen, der veröffentlicht, ist nur ein Verbündeter, der so öffentlich ist wie er selbst. Das ist die Position hoher Verletzlichkeit — das trifft auch auf alle zu, die vor mir hier gesprochen haben und nach mir hier sprechen werden. Das sei festgestellt, damit annähernd gewußt wird, wie einer hier steht. Natürlich nicht nur verletzlich, gelegentlich auch verletzend, doch für einen Pfeil, der ins Ziel gegangen sein könnte, für einen Stein, der Goliaths Stirn gestreift haben könnte,

kommt es aus hundert Schrotflinten zurück, multipliziert und man weiß ja: mit Schrot trifft man immer und es zeigt sich, daß einer keinen, keiner einen Verbündeten hat. Sie sehen, ich spreche, wie ich gar nicht anders kann, persönlich, doch nicht subjektiv, was bedeutet: obwohl gebunden, nicht unterworfen. Sollte das zu kompliziert sein: einfacher ist es wirklich nicht auszudrücken. Als Gebundener spreche ich, in dieser Einschränkung liegt nicht Bescheidenheit, sondern Anmaßung, denn ich glaube nicht an das ganz und gar Ungebundene. Natürlich gibt es Cliques, Gruppen, Mannschaften, Kreise, Kränzchen — aber es ist so schwer sich vorzustellen, daß man verbündet sein könnte, ohne Interessen zu vertreten oder zu erwarten. Interest aus dem Englischen übersetzt heißt u. a. Zinsen: das kommt der Sache näher. Wo sich Literatur in Gesellschaft begibt oder, manchmal ohne es zu wollen, in sie hineingerät, wird sie Gegenstand von Interessen, mögen es auch verletzte, möglicherweise gar scheinbar verletzte Interessen sein.

Im Titel zu meinen Vorträgen habe ich das Wort Gesellschaft vermieden. Es ist ein sehr gebräuchliches Wort geworden — das bedeutet noch nicht, es wäre vertraut — es ist modisch, fast schon verschlissen, bevor man anfängt, es zu verstehen. Die Worte sozial-human dagegen werden in unserer Gesellschaft vermieden, unterdrückt, lächerlich gemacht: sie sind gesellschaftsunfähig, asozial, wenn sie ohne Anhängsel auftreten, ohne wissenschaftliche Deckung, wie sie in Worten wie Soziologie und Humanismus vorhanden ist, ohne politische Deckung, wie sie in einem Wort wie Sozialismus geboten wird. Wird außerhalb der genehmigten, durchorganisierten Wohltätigkeit irgendein humaner Zusammenhang zwischen dem Religiösen und Sozialen gesucht und gefunden — ich würde mich nicht wundern, wenn die Kirchen sich mit einer atheistischen Gesellschaft verbünden würden, um jemanden oder eine Gruppe zu tilgen, die in bloßem Gottvertrauen sich nicht in Gesellschaft, sondern ins Humane begäbe. Mag sein, daß ich übertreibe, doch die Begrenztheit meiner Phantasie verweist meine Übertreibung in den Bereich des Möglichen. Es hat viele Versuche dieser Art gegeben, sie haben überlebt, weil sie Genehmigung erlangten, Organisation erfüllten.

Es ist bezeichnend, daß in unserem Land, dem klassischen Land des Vereins, keine Vereine, fast nur noch Gesellschaften gegründet werden, die sich nur notgedrungen — d. h. aus juristischen Gründen — schamhaft ein e. V. anhängen und ein überflüssiges Ritual abrollen lassen müssen. Dieser Drang nach Gesellschaft steckt auch hinter den zahlreichen Tagungen, Treffen, Diskussionen, öffentlichen und privaten, die sich einen Festredner engagieren, der dem Programm Glanz verleiht. Es ist nicht meine Absicht, diesen Drang nach Gesellschaft lächerlich zu machen, ich respektiere die Erwartung, die sich in solcher Versammlung ausdrückt. Das Überraschende ist nur, daß solche Gesellschaften — ob es freigesprochene Lehrlinge sind oder Absolventen eines Kurses für Amtsgerichtsräte — ihre Erwartung nicht auf Schmeichelei, auf Trost, Zuspruch, Bestätigung richten: sie erwarten etwas Freches, etwas Kesses, Gesellschaftskritisches. Sie erwarten Zeitkritik in möglichst schneidender Form, ich möchte fast sagen, sie erwarten — ob es sich nun um selbstsichere Industrielle handelt oder um Kleriker — sie erwarten Prügel, und seitdem mir das bewußt geworden ist, bin ich nicht mehr bereit, Prügel, wenn auch nur scheinbare, auszuteilen.

Die Eigenart solcher Veranstaltung besteht außerdem darin, daß das eigentlich Gesellschaftliche sich außerhalb des Programms oder nach Absolvierung desselben ereignet, während des Essens, beim Trinken am späten Abend; da kommt es zu überraschenden Vertraulichkeiten, es werden Bekenntnisse abgelegt, solche

erwartet — es wird, sobald die Sprache von den Stelzen öffentlicher Eitelkeit herabgestiegen ist, sich entwunden hat, manches „Es war doch nicht so gemeint“ fällig — stilllos ereignet sich Gesellschaft, es zeigt sich, daß es eine öffentliche und eine im trauten Verein gesprochene Sprache gibt, daß jeder zweite Satz ein „Wie meinen Sie das?“ notwendig macht, und schon verliert sich einer in einem Dickicht von Definitionen, weit, weit hergeholt, lang ausgeholt, und es offenbart sich, in welches Dunkel unsere Sprache im Lauf ihrer Geschichte geraten ist. Da macht sich Bildungsverletztheit in ihrem ganzen Ausmaß bemerkbar. Ich wiederhole: es ist nicht meine Absicht, diesen Drang nach Gesellschaft lächerlich zu machen, noch weniger: ihn zu diffamieren; es zeigt sich in ihm der Wunsch nach Gebundenheit. Der gemeinsame Wortschatz reicht kaum für eine Stunde, reicht nicht einmal fürs Alltägliche, etwa für ein Gespräch über Schulen — über eine Stunde hinaus wird es geschwätzig, ermdend. Es gibt auch kein Höflichkeitsritual, das uns über eine Stunde hinaus aufrecht, senkrecht erhalten könnte — kaum Brücken zwischen Anbiederung, feindseliger Stummheit, Geschwätz. Sprache haben wir genug, hätten wir genug — aber wo wird sie human, sozial, gebunden und hält gleichzeitig einer noch so bescheidenen Ästhetik stand? Ein Autor aber, der auch nur drei Seiten halbwegs mittelbarer Prosa schreibt, muß eine, wenn auch noch so bescheidene ästhetische Empfänglichkeit voraussetzen, nehmen wir die allerbescheidenste, die Tatsache, daß ein Roman und ein Leitartikel in der Bildzeitung verschiedene Deutungs- und Interpretationsvoraussetzungen stellen. Ich werde noch bescheidener werden.

Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß Sprache, Liebe, Gebundenheit den Menschen zum Menschen machen, daß sie den Menschen zu sich selbst, zu anderen, zu Gott in Gebundenheit (Gesellschaft) setzt — Monolog, Dialog, Gebet. Es ist hier nicht meine Sache, im Zusammenhang mit dieser Voraussetzung zu ausführlich zu untersuchen, wie sich eine Ästhetik des Humanen in der gesprochenen Sprache darbieten würde — im Wortschatz des Politikers, des Verkäufers, Lehrers, der Ehe, der Liebenden, des Professors, des Chefs — und ihrer jeweiligen Partner; es ist gewöhnlich das Vokabularium der Machtergreifung und Behauptung, des Rechthabens, das sich nicht am Partner bildet, sondern sich vorher in einer Vorstellung von ihm gebildet hat oder durch Schulung erlangt worden ist. Je mehr Macht, desto nichtssagender wird der Wortschatz, wortreich und nichtssagend; ich weigere mich, ihn phrasenhaft zu nennen, eine Phrase ist ja von stilisierter Schönheit, musterhaft, nun ja, auch manibriert, ein Instrument sprachlicher Höflichkeit; sie setzt Konventionen voraus, ist fast wie eine Tanzfigur; unsere Sprache hat diese Höflichkeit, die sich so gut eignet, Achtung wie Verachtung ausdrücken, noch nicht gelernt. Ansätze genug zu philologischer und soziologischer Forschung. Vielleicht dringt durch Übersetzungen einiges an Manieren, notfalls über einen gewissen Manierismus, in unsere Sprache ein. Es ist wahrhaft provinzierisch, in sogenannten Übersetzungsfluten, eine Bedrohung der deutschen Sprache zu erblicken — jede Übersetzung, auch die eines Kriminalromans, ist eine Bereicherung der eigenen Sprache, sie erweckt Wortbereiche zum Leben, die in der eigenen zu verkümmern drohen, nie vorhanden waren oder nicht mehr vorhanden sind. Bei der Übersetzung einer Kurzgeschichte, in der ein New Yorker Flickschuster vorkam, fiel meiner Frau und mir auf, wie uns Worte entschwunden sind, die uns vor dreißig Jahren noch selbstverständlich waren, als wir, noch Kinder, Schuhe zum Schuster brachten. Mit der rasch fortschreitenden Mechanisierung verschwinden ganze Gruppen von Handwerken, mit ihnen ihr Wortschatz, die Namen für ihr Handwerkszeug, ihre Kleider, ihre Lieder. Vergleichen und sammeln. Arbeit für Germanisten. Politik wird mit Worten

gemacht, schauen Sie sich die Worte an, sammeln und vergleichen. Es wird — ich werde darauf noch zu sprechen kommen — viel zu viel Inhaltsanalyse betrieben. Der Inhalt einer Prosa ist doch ihre Voraussetzung, ist geschenkt; und dem geschenkten Gaul sollte man nicht ins Maul schauen.

Worte sammeln, Syntax studieren, analysieren, Rhythmen ergründen — es würde sich herausstellen, welchen Rhythmus, welche Syntax, welchen Wortschatz das Humane und Soziale in unserem Land heben. Ein Wort wie Sozialpaket müßte schon Gegenstand einer philosophischen Dissertation sein. Wir haben kein Wort zu verschenken, keins zu verlieren, so viele Worte haben wir nicht. Ein Staat, der — ich nenne es getrost so: Kultur hätte, wäre schon eilig dabei, zu retten, was noch zu retten ist. Ein nicht sehr wohlhabendes Land wie Irland hat schon seit Jahrzehnten Regierungskommissionen für diesen Zweck, die eine Arbeit leisten, die denen der Brüder Grimm gleichzusetzen ist. Nun ist Irland allerdings ein Land der Dichter, der erste Präsident war Douglas Hyde, ein Sprachforscher — und er war — das in einem so katholischen Land — ein Protestant. Die Abneigung der Deutschen gegen großen Provinzialismus, gegen das Alltägliche, das eigentlich das Soziale und Humane ist — ist eben provinzierisch. Provinzen werden zu Orten der Weltliteratur, wenn ihnen Sprache zugewachsen ist, zugetragen worden ist: ich nenne nur Dublin und Prag. Wir verlieren zu viele Worte, werfen sie weg. Welt, das ist für uns große Welt, große Welt ist große Gesellschaft und der großen Gesellschaft fehlt die Größe; die Politiker sind sprachlos oder nichts-sagend. Es ist eine Art Ausverkauf im Gange — die Sprachwissenschaft, gestützt und finanziert vom Staat, könnte billig einkaufen: Worte, sie sammeln, ordnen. Das sind ein paar Einfälle, Anregungen, möglicherweise verspätet oder überflüssig, ich weiß nicht, was dieser Art schon im Gang oder geschehen ist.

Das Vokabularium der großen Welt ist so nichtssagend wie das der Politik: in eine Ästhetik der gesprochenen Sprache eingeordnet, würden ein Flickschuster und eine Marktfrau König und Königin, verglichen mit den langweiligen, nichts-sagenden Worten, die die große Welt anzubieten hat. Man hat mich mit einiger Herablassung oft einen Autor der Kleinen Leute genannt: Peinlicherweise empfinde ich solche Einschränkungen immer als Schmeichelei. Sollte ich bisher nur bei Kleinen Leuten Größe gefunden haben?

Es ist nicht Zufall, nicht von selbst geschehen, daß es keine Kinderbücher, keine Jugendbücher, keinen Kriminalroman hierzulande gibt — in einem Land, dessen Kriminalität keineswegs geringer ist als die der Länder, aus deren Sprache wir Kriminalromane übersetzen. Es scheint weder vertraute Sprache noch vertrautes Gelände zu geben, nicht einmal Vertrautheit mit oder Vertrauen auf die Gesellschaft, auch nicht mit der Welt oder auf sie, schon gar nicht mit der Umwelt. Ich halte es nicht für Zufall, schon gar nicht für beklagenswert, sondern für ein gutes Zeichen, daß Schriftsteller sich selten dazu hergeben, einer Gesellschaft Dekor zu verleihen, zu der sie nicht gehören. In eine Gesellschaft, die ihren Rang durch Verbrauch bestimmt oder gezwungen wird, ihn dadurch zu bestimmen, die keinen Stil hat, nicht einmal maniert ist, nur snobistisch, gehört ein Schriftsteller nicht hinein. Die Tatsache, daß einer Öffentlichkeit hat, bedeutet nicht, daß er eine öffentliche Person ist. Ich hoffe, ich brauche den Begriff öffentliche Person hier nicht zu definieren. Die Deutschen — und ich mache da keinerlei gesellschaftlichen Unterschied — warten auf Gebundenheit, finden aber nur Gesellschaft, kein Vertrauen — es ist nicht Zufall — ich werde darüber noch sprechen — daß sie so viel reisen, anderswo Humanes und Soziales suchen, Alltag anderer Länder bewundern.

Es fällt der zeitgenössischen Literatur eine Verantwortung zu, der sie nicht gewachsen ist. Nichtssagende Politik, nichtssagende Gesellschaft, eine gewisse Hilflosigkeit der Kirchen, die soziale Wirklichkeit suchen und immer scheuer auf der Verbindlichkeit ihrer Moral bestehen, sich ein wissenschaftliches Alibi suchen, das ihnen nicht zukommt, sich nichtssagend äußern — gelegentlich wie die Gesellschaft, die Politik, schleichende Denunzierungs vokabeln anwenden. Alles das bringt, wie ich sagte, die zeitgenössische Literatur in eine Verantwortlichkeit, wo ihr die erotischen, sexuellen, religiösen und sozialen Probleme sowohl aufgeladen wie deren Behandlung angekreidet werden kann. Wo die Politik versagt oder Niederlagen erleidet — ich erinnere an die hysterische Sucht, Schriftstellern Stellungnahmen gegen die Mauer in Berlin zu erpressen —, wird ausgerechnet den Autoren das Wort, das verbindliche Wort, in den Mund gelegt oder ausgelegt. Man erwartet ein möglichst simpel formuliertes Bekenntnis, wo die Politiker sich auf gegenseitige Denunzierung verlegen dürfen. Es ist kein Zufall, nicht immer nur Bosheit oder Zynismus, wenn man Autoren zu Äußerungen über politische, soziale, religiöse Fragen zu bringen versucht. Es ist eine hohe Ehre, es est — ich möchte sagen, eine zu hohe Ehre und eine Zumutung zugleich, wenn man in dem von mir erwähnten Dschungel von Definitionen jenes direkte Wort verlangt, das Verbindlichkeit schafft. Man fragt nicht die Wissenschaft, nicht die Politiker, nicht die Kirchen — die Autoren sollen aussprechen, was die anderen offenbar nicht aussprechen wollen: daß Verlorenes verloren ist, vielleicht um einen Finderlohn, der auszuhandeln wäre, wiederzuerlangen. Sie sollen das Kind beim Namen nennen. Die Politiker drücken sich, Kirchenmänner sind klug in der Öffentlichkeit — denunziert werden immer die Wehrlosen — das unkluge, das wahre Wort erwartet man vom Autoren, sprechen sie es aber aus, dann heult die demagogische Maschine wie eine Luftschuttsirene. Gefahr ist im Verzug. Sobald ein Wort ausgesprochen wird, das sich über die nichtssagende Selbstverständlichkeit der gängigen öffentlichen Äußerung erhebt. —

Als mehr oder weniger bewußte Bewegung gegen diesen Tatbestand erkläre ich mir die zum Programm proklamierte Literatur, die das Nichtsagende in musterhafter Schönheit ausdrückt, den Menschen der Humanität, Gebundenheit, Sozialität entkleidet, ihn nichts-sagend in nichtsagende Umgebung stellt; die Sprache in ihrem eigenen Leib zu halten, nichts verlauten, nichts nach außen dringen zu lassen; keine Mitteilung, kein Wort, das Alarm auslöst; im Zirkel bleiben, im Kränzchen, keine Bewegung, nur noch den Rhythmus der eigenen Schwingung. Doch selbst den großen Verkündern der Solitude des Dichters — George, Benn, Jünger — ist die Gesellschaft und das Publikum nicht erspart geblieben, und es ist nicht Ironie, sondern Tragik, daß auch Musil nicht davon verschont geblieben ist. Das geschriebene Wort, erst recht das gedruckte, ist in dem Augenblick, wo es geschrieben, gedruckt wird, sozial vorhanden, es ist da — mag einer Publikum, Gesellschaft, Veränderung der Welt wollen oder nicht, und solange es weder eine Philosophie noch eine Theologie des Erfolgs gibt, kann ich die Quantität des Vorhandenseins nicht in meine Überlegungen einbeziehen. Die weihevollte Kultivierung der Kunst, wie sie die großen Verkünder der Solitude betrieben haben, bleibt immer, wenn auch nur um einen Hauch, peinlich: wo solcherart stilisiert, das Handwerk in Weihe vollzogen wird, schlägt Kunstgewerbe ein, etwas fatal Dilettantisches, Albumhaftes entsteht, Literatur wird zur Tapete, und wo Sozietät mit Elitevokabeln abgelehnt wird, dringt die Gesellschaft am tiefsten ein: es entsteht Intimität, etwas Privates, Kränzchenhaftes, schon im Mäzenatentum, das sich um solche Kreise bildet.

Kreis und Kranz haben das Geschlossene gemeinsam; Kultisches dringt in Bezirke, die Kult am wenigsten ertragen. Die Qualität der gesellschaftlichen Wirkung, die sich im Kultischen, in der Anbetung äußert, ist bedrohlicher als Quantität. So anspruchsvoll ist nur Kunstgewerbe. Geschmack, geschmackvoll, Feinschmecker und so weiter — es ist das Vokabularium der Eingeweihten, die ihre Worte aus kulinarischen Bezirken beziehen; durch Eingeweihte wird dann schließlich, was groß gewesen sein mag, in breiten Kolonnen gezüchtet, wird erst mittelmäßig, dann Mode — zu den Köchen treten die Schneider hinzu. Ich glaube zwar, daß Literatur nicht nur Leser, auch Interpreten, daß sie Sozietät und Gebundenheit voraussetzt, ich glaube aber nicht, daß Literatur Einweihung erfordert. Nicht einmal Kafka, der größte, setzt Eingeweihtsein voraus, mag man auch versuchen, ihn in Kränzchen und Kreisen gefangen zu halten. Eine Kirche wird eingeweiht, aber durch diesen Akt der Einweihung nicht geschlossen, sondern geöffnet, für alle übrigens. In einen Kreis wird aufgenommen, es wird aus ihm ausgestoßen — der Begriff des Frevlers und des Frevlers tritt hinzu. Ich habe auch meinen Kindern und unserer Hausgehilfin Kafka und Faulkner zu lesen gegeben, nicht mit der anmaßenden Tendenz: die Kunst gehört dem Volk — sondern aus Respekt vor Faulkner und Kafka, ich glaube nicht, daß sie für Eingeweihte schrieben. Und der Begriff „schwer verständlich“ ist relativ — die Grimmschen Märchen sind auch schwer verständlich; ein Schriftsteller schließt keine Leser aus, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Hochmut. Die Bescheidung liegt im Kreis.

Ich bringe diese Voraussetzungen, teils Vermutungen, oft nur Beobachtungen hier an, um mir zu erklären, wohin — in welche Gesellschaft sich Geschriebenes begibt, sobald es sozial vorhanden ist. Mit welchen Mächten hat ein Autor zu tun, der sich nicht mit dem Schutzbild „Nur für Eingeweihte“ umgibt — der ohnmächtig Worte ausspricht, auslöst, aus dem Kreis austritt. Nun, es fällt mir jetzt manchmal wie Schuppen von den Augen. Die bescheidenste Voraussetzung: daß ein Stück erzählender Prosa ein anderes Interpretationsinstrumentarium erfordert als der Leitartikel eines Massenblättchens, diese bescheidene Voraussetzung scheint noch zu unbescheiden. Wenn ich einige Erfahrungen, die ich als Gegenstand der Kritik gesammelt habe, hier an den Mann bringe, dann nur solche, die Allgemeingültigkeit beanspruchen können und sich vom Gegenstand lösen lassen. Ich wähle ein bekanntes Beispiel. Wenn in einem Hörspiel oder in einem Roman ein Schornsteinfeger vom Dach fällt, aus kompositorischen, dramaturgischen, also ästhetischen Gründen vom Dach fallen muß — dann laufen Beschwerden der Schornsteinfegerinnung ein: ein Schornsteinfeger fällt eben nicht vom Dach. Die Proteste, Verärgerungen, Aufregungen gehen eigentlich nie viel tiefer, sind also nicht der Mühe wert, und es ist nicht Sache des Autors, der Schornsteinfegerinnung einen Gesamtüberblick über die abendländische Ästhetik von Aristoteles bis Brecht zu geben. Es fehlen die minimalen Voraussetzungen, auch da, wo aus irgendeinem Grund einer über den gestürzten Schornsteinfeger triumphieren mag. Ein Autor kann diese Voraussetzungen nicht noch mitschaffen, liefern: die Schornsteinfeger als solche sind ihm auf eine tödliche Weise gleichgültig. Er ist nie ganz das, als was er anderswo erfaßt sein mag, er ist nie ganz Schornsteinfeger, katholisch, kommunist usw. — Das alles ist er außerdem. Seine Gebundenheit ist immer zwei-drei-vierfach. Er sucht sogar möglicherweise etwas wie Mitte, aber die da draußen denken bei Mitte immer gleich an die Mitte eines Kreises, der so rund wie ästhetisch unbrauchbar ist. Es gibt auch die Mitte von Drei-, Acht-, Siebenundfünfzig-Ecken. Es kann tausend Notwendigkeiten haben, gerade diesen Schornsteinfeger abstürzen zu lassen: vielleicht weiß der Autor, daß eine hübsche Glasmurmelt seit zwanzig Jahren in der Dachrinne auf menschliche Gesellschaft wartet, genau die Glasmurmelt, die

der Schornsteinfeger entdeckt, wenn er sich an der Dachrinne festhält, während die Feuerwehr zu seiner Rettung herbeieilt. Es kann ihm — dem Autor — auch daran liegen, den Schornsteinfeger auf dem Umweg über Absturz, Festhalten, Fußfassen — via Fensterbank in das Kranken- oder Studierzimmer einer jungen Dame zu befördern, die sich in Liebe nach ihm verzehrt; es mag auch sein, daß er — der Autor — jenes Geräusch braucht, das Turnschuhe verursachen, wenn mit ihnen über Dachziegel gerutscht wird; genau dieses Geräusch; es kann ihm auch daran liegen, den Abgestürzten an einer sich lösenden Dachrinne wippen zu lassen — sagen wir, er braucht einen schwebenden Menschen, um ihm allerlei innere Monologe und Lyrisches anzuheften. Lauter respektable Gründe, so harmlos wie kalt, Gründe, die so abstrakt wie human, töricht wie inhuman sein können. Kürzer gesagt: die Parteien, Interessengruppen, Kirchen entdecken das Engagement fast immer in der falschen Ecke: sie interessieren sich nicht für Glasurmeln, in Liebe sich verzehrende junge Damen, die Möglichkeit gar, der Abstürzende könne ein verkleideter Casanova oder Don Juan sein, woraus sich wieder zwei völlig verschiedene ästhetische Aspekte ergäben — all das interessiert sie nicht. Es ist tatsächlich wie mit den Flugesellschaften: sie haben es nicht gern, wenn Flugzeuge abstürzen, und vermuten gleich, der Autor stehe im Sold der Eisenbahngesellschaften oder sei von der Fahrradindustrie bestochen. Viel mehr ist nicht zu den Gereiztheiten, Gekränktheiten, Protesten zu sagen. Natürlich: so ein Autor hat seine Absichten: er will vielleicht, indem er die Dachrinne zum Wippen bringt, die Murmel wie mit einer Schleuder fünfhundert Meter weit in hohem Bogen an den Helm eines Gendarmen befördern: es geht ihm möglicherweise um rein Physikalisches, er möchte ausprobieren, ob eine Murmel, derart geschleudert, durch Pappe, Glas, vielleicht gar Eisen dringt; er hat Ballistisches im Sinn, wo ihm Geschäftsschädigung, Politisches unterstellt wird. Mehr nicht darüber. Ich versuche nur, einige Optiken für eine Ästhetik des Sozialen oder Religiösen, des Erotischen anzubieten — denn es kann natürlich geschehen, daß der Autor Ballistik und Ästhetik nicht übereinanderbringt, die Murmel nicht nur ins falsche Ziel, sondern ins Auge geht, oder der Schornsteinfeger zu früh seinen Fuß auf die Fensterbank setzt, während die junge Dame, noch im Negligé, sich vor dem Spiegel, der Reinheit ihres Teints, des Glanzes ihrer Augen vergewissert.

Mit fortschreitendem Alter sehe ich einen Verdacht bestätigt, den ich bisher vor lauter Eile mir nie so recht bewußt gemacht habe: daß der Leser — und ich meine damit auch den Kritiker, den ich mir als einen Leser vorstelle, der einzuordnen und sich zu artikulieren verstehen müßte — nichts *lassen* kann, daß er darauf aus ist, zu erfahren, was der Autor gemeint haben könnte — und so entsteht dann das schon erwähnte Dickicht von Definitionen, das durch Gekränktheiten, Gereiztheiten, Proteste uns allerlei Torheiten noch mehr verdunkelt wird, als es ohnehin schon ist. Offenbar ist es schon unzumutbar, das Minimum voranzusetzen: die jeweils gewählte Optik zu erkennen, sie anzunehmen, innerhalb dieser allerdings Verbindlichkeiten zu finden; kürzer gesagt: sogar ein vergleichsweise realistischere Roman hat eine komplizierte Dämonie, die manchen Leser und Kritiker in einen unfreiwilligen Komiker verwandelt, wenn er die freiwillige, die professionelle Komik der gesetzten (möglicherweise mißlungenen) Optik nicht erkennt, anders gesagt: wenn in einem Hörspiel der Schornsteinfeger vom Dach fällt und eine menschenfreundliche und naive Hörerin käme auf die Idee, sofort den Krankenwagen zu alarmieren und — wohin? — sagen wir ins Funkhaus zu beordern, so verhält sie sich ästhetisch korrekter als der Obermeister der Innung, der sofort den Sendeleiter, dann den Vertreter des Mittelstands im Rundfunkrat

anruft und Protest anmeldet. Ich wiederhole: es fällt mir jetzt manchmal wie Schuppen von den Augen: ist es unmöglich vorauszusetzen, daß etwas leicht und ernst zugleich, mit einem musikalischen Terminus benannt: ernst und heiter zugleich sein kann; daß Heiterkeit nicht feixende Dummheit ist, Humor und Satire verschiedene Kategorien sind, Satire niemals Spott. Es ist nicht Sache eines Autors, Voraussetzungen zu schaffen — das ist Sache derer, die sich, in derselben Sprache wie er, lehrend, lernend, interpretierend, kritisierend, kurz gesagt: Voraussetzungen schaffend, mit Geschriebenem befassen.

Es ist in dieser Stadt (von Theodor W. Adorno) ein große Wort gesagt worden: man kann nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben. Ich moduliere das Wort: man kann nach Auschwitz nicht mehr atmen, essen, lieben, lesen — wer den ersten Atemzug getan hat, sich nur eine Zigarette ansteckt, hat sich entschlossen, zu überleben — zu lesen, zu schreiben, zu essen, zu lieben. Ein Überlebender, als solcher spreche ich zu Ihnen, der mehr vertrautes Gelände, Sprachgelände voraussetzte, als offenbar vorauszusetzen war. Als einer, der liest und schreibt, geheiratet hat, viel Zigaretten geraucht, Mozart hört und gehört hat; der seinen Aufenthalt verlängert hat, nicht weiß, was bleiben wird. Er lebt mit der Bombe wie Sie, wir haben sie alle in der Tasche, neben den Zündhölzern und den Zigaretten, mit ihr, der Bombe, hat die Zeit eine andere Dimension gewonnen, die Dauer fast ausschließt. Ernst und leicht wird alles, nichts will bleiben, schon gar nicht Wurzel schlagen, und am wenigsten mit Blei an den Füßen monumentiert werden; verlorene Heimat, verlorene Zusammenhänge, kein vertrautes Gelände. Humanes, Soziales, Gebundenes, so glaube ich, ist ohne Heimat nicht möglich, Heimat, deren Name den Begriff der Nachbarschaft, des Vertrauens, Sichverlassens einschließt, ohne daß die Urstufe der Gesellschaft, die Familie, nur zu einer feindseligen, vergifteten Festung wird, zum Kreis, zum Kränzchen, das Nichteingeweihte ausschließt, abstößt — Kreise, Kränzchen, geschlossene Gesellschaften, Geheimbünde sind Erscheinungsformen einer totalitären Gesellschaft, sie erinnern mich auf fatale Art an die ersten Jahre nach der Machtergreifung 1933 — auch damals Kreise, Gruppen, privat, geheim — meistens waren sie dilettantisch abgesichert — wer hatte schon Erfahrung im Umgang und im Zusammenleben mit Spitzeln und Geheimdiensten?, rasch drangen Spitzel ein: Verhaftungen, Verhöre, schon, wenn einer, ohne organisiert zu sein, mit ein paar Jungen Fußball spielen ging. Manchmal blieb es bei Verwarnungen, manchmal ging es böser aus, die Diktatur hatte noch ihre Zufälligkeiten; heute, die geschlossene Macht der Wissenschaft, Geheimbünde, die sich als Institute, Universitäten, Verlage, Gruppen, Funkanstalten nicht tarnen, sondern sich um diese herum, in ihnen bilden; lauter vereinzelte taktische Einheiten — nirgendwo Strategie, oder findet sie im Verborgenen statt? Da gerät die offene Literatur ins Getümmel zwischen den taktischen Einheiten. In ihrer Offenheit wird sie zum Gegenstand einer Erwartung, einer Aufmerksamkeit, die unangemessen ist: sie kann nicht Religion und Sozietät ersetzen, gewiß nicht, wenn die Distanz nicht gemessen wird. Es wird zu perversen Frontverwechslungen und -verschiebungen kommen, weil es sinnlos ist, über Abgründe von Mißverständnissen hinweg Freundschaft zu schließen oder Feindschaft zu erkennen. Es geht nicht darum, und es wird immer weniger gehen, einen Autor, der ein religiöses Thema gewählt hat — eine Glaubens-, keine Wissens-Sache — auf irgendwelchen Fehlern zu ertappen (ich sage das nicht pro domo, oder pro ecolesie und will keine Orden dafür) — gemeint ist: es herrschen merkwürdige Vorstellungen von Realismus in diesem Land, als wäre ein Wort so platt und so gängig wie ein Groschen, wo doch jedes Kind spätestens am ersten Schultag erfährt, daß es kein vertrautes

Gelände der Sprache gibt, daß es nicht einmal das Wort Gottes so nehmen darf, wie es ist; Politik wird mit Worten gemacht, Wissenschaft drückt sich in Worten aus, Religion verkündet sich in Worten, von denen keins so platt und so gängig genommen wird wie der Groschen, der in den nächstbesten Schlitz paßt. Der Verletzung ausgesetzt, in Gefahr, plattgehauen zu werden, auf daß die Worte rund und gängig werden, ist Geschriebenes, das gleichzeitig in Masse und für Massen gedruckt wird; in diesem Land sind in den letzten vergangenen zehn Jahren viele Millionen Taschenbücher gekauft worden; in dieser Ziffer sind nur die Titel enthalten, die man gemeinhin unter Literatur oder Belletristik zählt. Fast die gesamte zeitgenössische Literatur ist auf diese Weise populär geworden, soweit noch nicht, wird sie es in wenigen Jahren sein, auch die Literatur für Eingeweihte. Ein Buch in jedermanns Tasche, eigentlich geschenkt, was für den niedrigsten Stundenlohn zu haben ist — sogar fürs Krankenkassenrezept zahlt einer ja fünfzig Pfennige Gebühr, achtmal soviel wie ein Autor für ein Taschenbuch als Honorar bekommt. Eine Massensliteratur bedarf eines Masseninstrumentariums, in dem sich ästhetische Voraussetzungen artikulieren; auch die Universitäten sind Masseninstitutionen, sie werden noch an Masse zunehmen. Als Autor fürchte ich nicht die Massenpublikation, ich fürchte nicht gebildete Interpretation, von Gegnern nicht und nicht von Anhänger — ich fürchte mich vor einem Bildungsanspruch, der ohne Voraussetzung an die Interpretation eines Textes geht, der Voraussetzungen hat: religiöse, soziale, geschichtliche.

Der Teil der Welt, den man den östlichen nennt, hat trotz aller recht plumpen, oft gewaltsam administrierten Versuche, eine Ästhetik des Humanen und Sozialen in platter Münze zu schaffen — sich in seinen Lesern eine bemerkenswerte Sensibilität erhalten, die es noch möglich macht, im Sozialen das Geistige, das Religiöse zu erkennen. Mir scheint, daß in unserem Teil der Welt, der sich der westliche nennt, eine selbstmörderische Verleugnung des Humanen und Sozialen praktiziert und propagiert wird.

Die absurde Verkehrung hoher technischer Intelligenz, die sich darauf eingelassen hat oder sich darauf wird einlassen müssen, für Gebrauchsgegenstände, die unverschleißbar sein könnten, die Verschleißdauer so genau zu berechnen, daß der Thron der Konsumwirtschaft nicht ins Wanken gerät — es ist noch nicht heraus, ob diese hohe wissenschaftliche Intelligenz sich nicht darauf eingelassen hat, den Menschen mitzuverschleifen, eine Art gigantisches Auschwitz zu schaffen, über dessen Tor das Schild hängen könnte: „Verbrauch macht frei.“

Es hat mir nie eingeleuchtet, daß es Standes-, Bildungs-Reserven geben soll in sozialen Bezirken, die von der Natur ihres Anspruchs oder nach ihrer Selbstdeutung solche Reserven ausschließen: etwa innerhalb einer Religionsgemeinschaft, wenn sie eine Sprache für Eingeweihte und eine für Nicht-Eingeweihte hat. Es hat mir auch nie eingeleuchtet — erfahren habe ich es allerdings auf bittere Weise, aber nie die Notwendigkeit dazu eingesehen —, daß Bildung nicht Sozietät schafft, sondern diese verletzt, wo Bildung für alle proklamiert ist. Es gab und gibt immer noch Eltern, die sich weigern, ihre Kinder auf eine höhere Schule zu schicken, auch wenn ihnen deren Begabung und Intelligenz amtlich bescheinigt wird; sie weigern sich, nicht, weil sie das finanzielle Opfer und die Anstrengung fürchten, sondern weil sie die schmerzliche Trennung fürchten, die in dem Augenblick fällig werden könnte, wenn ihr Kind den Status des Akademikers erreicht hat. In einem solchen Verhalten spricht sich die bittere Erfahrung einiger Generationen, spricht sich auch die Anmaßung der gebildeten Stände aus. Ich nenne nur dieses eine Beispiel, es schließt viele andere ein.

Die Deutschen sind ein bildungsverletztes Volk, diese Verletztheit schafft die günstigsten Voraussetzungen für Demagogie, Sie schafft Bildungsstände, Reserven, Gereiztheiten. Es braucht sich einer nur die Bildungs-Viten führender Nationalsozialisten anzusehen: Gescheiterte, Verletzte — und informiert er sich darüber, wie diese Gescheiterten und Verletzten die Macht über die deutsche Universität ergriffen haben, so entsteht ein peinliches Bild. Die Gebildeten in ihrer für die Deutschen reinsten Inkarnation, die Professoren, sind dieser Machtergreifung gegenüber nicht etwa machtlos gewesen, sie haben von ihrer Macht keinen Gebrauch gemacht, sind angesichts der Gewalt gewichen. Ich brauche die Ausnahme nicht zu erwähnen, die Regel war zu peinlich. Es hat an Größe gefehlt. Das heftigste, mit demagogischen Vokabeln geführte Gefecht gegen die Intellektuellen, das heute stattfindet, hat seine Ursache in derselben Bildungsverletztheit, die vor dreißig Jahren Macht ergriff. Mischt sich in diese Bildungsverletztheit hohe Intelligenz, die ihren Gegenstand, ihre Bildung, nicht gefunden hat, entsteht eine lebensgefährliche demagogische Potenz.

Eine neue Machtergreifung allerdings würde die Universitäten nicht mehr gefährden. Sie sind in ihrer eigenen, im eigentlichen Sinn des Wortes mittelalterlichen Freiheit privilegiert, immun, unangreifbar und außerdem für jeden Staat ungefährlich.

Wo Wissenschaft als solche auftritt, mit dem Pomp, der ihr gewährt ist, ist sie unangreifbar, und da sie außerdem über die Naturwissenschaften, die Medizin und die Sozialwissenschaften nicht nur mit der Industrie verbündet, manchmal fast ein Teil von ihr ist, droht ihr keine Gefahr mehr. Wie die Wissenschaft diese ihre eigentliche, von nun an permanente Krise — (daß ihr *geglaubt* wird) — überstehen wird, ist wohl meine Sorge, aber nicht mein Problem. Neu an dem Auschwitzprozeß, der in dieser Stadt stattgefunden hat, war das Sichberufen einiger Angeklagter nicht mehr auf den Gehorsam, sondern auf den Wissenschaftler, den Akademiker im Hintergrund, bezeichnend der Wunsch eines Angeklagten, sich durch einen weißen Kittel wissenschaftlichen Nimbus zu geben. Wenn ich den Begriff der Ästhetik des Humanen noch weiter fassen würde, als ich ihn fasse, dürfte die Injektionsnadel so wenig fehlen wie der weiße Kittel, dessen Werbewirksamkeit bei der Anpreisung von kosmetischen Mitteln und Medikamenten unbestritten ist. In solchen Einzelheiten kündigt sich an, daß die Bildung in ihrer Vollendung, der Wissenschaft, eine Macht geworden ist. Man schuldet ihr Gehorsam, Unterordnung, und wo die Wissenschaft in ihrer Korporation, der Universität ihre eigene Gesetzlichkeit, eigene Gerichtsbarkeit besitzt, durch zahlreiche geschriebene und ungeschriebene Ehrenkodices gestützt, kann ihr von außen keine Gefahr mehr drohen. Eine solche Position in einem Volk, das in seiner Bildung verletzt ist, kommt einer Inthronisation gleich. Damit fällt auch der Wissenschaft die Rolle der Reaktion zu, und da Gehorsam, Unterordnung die einzige bisher im Verlauf der Geschichte erkennbare soziale Wirklichkeit für die Deutschen sind, potenziert sich die Macht. In diesem Augenblick erst hat Galilei wirklich gesiegt. Er ist an der Macht, ist an der Reihe zu zeigen, was er damit anfängt. Gewiß sind die Kirchen noch in Machtpositionen, in Gremien, haben Einfluß, erwirken sich gelegentlich neuen — das sind Gefechte, denen vergleichbar, wie sie japanische Soldaten im Dschungel noch zwei, drei und mehr Jahre nach der Kapitulation geführt haben. Der Kampf ist entschieden, es wird noch zu überraschend perversen Frontverwechslungen und -verschiebungen kommen. Die Religion als solche, in allen ihren gesellschaftlichen Erscheinungsformen, ist nicht mehr im Angriff, nur noch in der Defensive. Noch ist sie verstrickt, vielleicht wird sie bald verfolgt sein, oder in den Zustand geraten, in dem sie sich im öst-

lichen Teil Europas befindet, in den Zustand der Verstrickung und Verfolgung zugleich. Es wird sich zeigen müssen, ob dann die Atheisten denen, die keine sind, aber mit für ihre Freiheit gesorgt, für diese gekämpft haben, Treue und Vertrauen zu halten vermögen.

In diesem von mir angedeuteten Stadium wächst jedem Autor zwischen Bildungsverletztheit und Wissenschaft eine ungeheure Verantwortung zu, die durch gesellschaftliche Wirkung allein weder gerechtfertigt noch gestärkt wird. Stärkung aber braucht er. Er ist gebildet, ohne daß er irgendeinen der Bildungswege absolviert haben muß — er muß es sein, und käme er noch so naiv aus Moor oder Heide daher, aus Slum oder Dschungel: sich ausdrücken können in einer fast ausdruckslosen Welt, diese Tatsache erhebt ihn, ohne daß er gefragt wäre, in den Stand der Bildung: sich ein Bild machen können, ist ja der höchste Stand der Bildung, der ihn noch über die Wissenschaft erhebt. Als Autor aber hat er nicht, was die Wissenschaft hat: er hat keinen Apparat, keine Hilfstruppen, keine Leser, er kann die Voraussetzungen nicht kontrollieren, kann sie auch nicht schaffen.

Neuerscheinungen in der Reihe ‚Stimmen zur Zeit‘

PACEM IN TERRIS

Prof. Dr. jur. Helmut Ridder

Enzyklika PACEM IN TERRIS
von Papst Johannes XXIII.

Notstand '66

Rede vor der Generalversammlung der UNO
von Papst Paul VI.

Überarbeitete und erweiterte
Fassung des Artikels
‚Neujahrspanorama
der Notstandsgesetzgebung‘
aus Heft 1/1966 der
‚Blätter für deutsche und
internationale Politik‘

Geleitwort zur Enzyklika
von Prof. Dr. Anton Neuhäusler

Geleitwort zur UNO-Ansprache
von D. Martin Niemöller

96 S., glanzkart., DM 4,20

47 S., glanzkart., DM 2,70

im Pahl-Rugenstein Verlag · Köln